

Eine Massenkeilerei mit historischer Tragweite

Hunderte Russen und Krimtataren prügeln sich auf einem ukrainischen Marktplatz

Auf einem russischen Markt im ukrainischen Bachtschisaraj, der einstigen Hauptstadt des Krim-Khanats, entbrannte Anfang August eine Massenkeilerei zwischen slawischen Händlern und sunnitischen Krimtataren. Letztere wollen den Markt schließen, weil er an einer heiligen muslimischen Stätte liegt, erstere kämpfen für ihre Arbeitsplätze. Ein lokaler Streit, dessen Aggressionen jedoch in historischen Feuden wurzeln: Es geht um die Nachfahren der Goldenen Horde, die einst die Russen versklavten; um Stalin, der die Krimtataren deportierte; und um die Krim selbst, den Zankapfel zwischen Kiew und Moskau.

Christian Weisflog

Ausgebrochen sind die Unruhen kurz nach dem Besuch des neuen ukrainischen Premierministers Viktor Janukowitsch in Bachtschisaraj. Bei seinem Treffen mit dem Vorsitzenden der Vereinigung der Krimtataren, Mustafa Kirimoglu (Dschemilew), und offiziellen Behördenvertretern der Krim stimmte Janukowitsch der Schließung des zentralen Marktes binnen eines Monats zu. Der Premier habe sogar Gelder für den Bau eines Museums an der Stelle des Marktes versprochen, erklärte Kirimoglu gegenüber der Presse.

Bereits seit mehreren Tagen hatten die Krimtataren zuvor den von Russen dominierten zentralen Markt blockiert, der an einem historischen muslimischen Friedhof liegt und de jure zum Gelände des Khan-Palastes gehört. Nun wollte das Präsidium der Krimtataren, das „Meclis“, seine Versammlung ebenfalls an dem zentralen Ort abhalten, um die frohe Botschaft zu überbringen. Doch dort organisierte die Russische Gemeinschaft der Krim und lokale Kosaken-Organisationen bereits eine Gegendemonstration. „Tataren, fort von der Krim!“ schrie die Menge und mehrere Hundert gingen zum Angriff über. Bald flogen Steine, Knallkörper und Rauchpetarden. Erst um drei Uhr morgens gelang es der Polizei, die Ausschreitungen einzudämmen. Der Leiter des ukrainischen Si-

cherheitsdienstes sowie der Regierungschef und der Staatsanwalt der Krim eilten herbei. Schließlich wurde das zwischen Janukowitsch und Kirimoglu ausgehandelte Protokoll unterzeichnet, das die Schließung des Marktes bis zum 11. September vorsieht.

Der Krimtatare und Abgeordnete im ukrainischen Parlament, Rafat Tschubarow, machte die Partei „Russkij Blok“ für die Eskalation verantwortlich, die eine Spaltung der Ukraine und die Anbindung des Ostens samt der Krim an Russland anstrebt. „Nach Janukowitschs erster Woche als Regierungschef ist ein Teil seiner Anhänger enttäuscht. Sie befürchten, ihren Einfluss zu verlieren“, sagte Tschubarow gegenüber „Kommersant“.

Ausgerechnet Janukowitsch, der sich im Kampf um die Macht in Kiew vor allem als Interessenvertreter der russischsprachigen Bevölkerung im Osten der Ukraine profilierte, einigte sich nun mit den Krimtataren. Diese hatten die „orangene Revolution“ begrüßt und sprechen sich klar für Viktor Juschtschenko und eine West-Orientierung der Ukraine aus. Ihre Abgeordneten im Parlament sind Mitglieder der Präsidenten-Partei „Unsere Ukraine“.

Obwohl Janukowitschs „Partei der Regionen“ im Frühjahr die ukrainischen Parlamentswahlen mit rund 30 Prozent der Stimmen gewann, musste der Oppositionsführer gegenüber Präsident Jusch-

tschenko Kompromisse eingehen, um von ihm als Premierminister vorgeschlagen zu werden (siehe Seite 12). Damit hat Janukowitsch nun wohl aber einige seiner Anhänger enttäuscht. Besonders auf der Krim, wo zwei Drittel der rund zwei Millionen Einwohner ethnische Russen sind. Diese wurden 1954 durch einen leisen Beschluss des Präsidiums des Obersten Sowjets über Nacht zu Ukrainern gemacht, der die Krim an die Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik überschrieb. Bis dahin gehörte die Schwarzmeer-Halbinsel zur Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik.

Russisch dominierte Regionalparlamente erklärten die Halbinsel nach dem Zusammenbruch der UdSSR mehrmals zu einer souveränen „Republik Krim“. Nur durch die Gewährung von Autonomie-rechten konnten die separatistischen Tendenzen im Zaum gehalten werden.

Doch die russische Bevölkerungsmehrheit der Krim fürchtet sich bis heute nicht nur vor einer zunehmenden „Ukrainisierung“, sondern paradoxerweise auch vor einer liberalen Minderheitenpolitik Kiews. Denn einen ausschließlichen historischen Anspruch auf die Krim haben die Russen nicht. Der Name Krim stammt wahrscheinlich vom tatarischen Wort „qym“ (Felsen). Bis Ende des 18. Jahrhunderts gehörte die Krim zum osmanischen Reich und wurde 1783 von Katharina der Großen anektiert. 1944 deportierte Stalin die rund 250 000 verbliebenen Krimtataren, ein türkisches Volk, zusammen mit Deutschen, Armeniern und Bulgaren nach Sibirien und Zentralasien. Gleichzeitig förderte die Sowjetregierung die Masseneinwanderung von Russen.

Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion kehrten rund 260 000 Krimtataren aus ihrem Exil zurück auf die Krim,



Ein bereits lange schwelender Konflikt: 35 000 Krimtataren demonstrieren 1999 in Simferopol für ihre Rechte.

was über zehn Prozent der Gesamtbevölkerung der Halbinsel entspricht. Eine UNO-Mission und andere internationale Organisationen kümmern sich seither um eine möglichst spannungsfreie Integration der Rückkehrer. Viele leben bis heute noch in provisorischen Unterkünften.

Um für ihre Rechte und die Anerkennung ihres Genozids zu kämpfen, suchen die Krimtataren, die sich über eine Diskriminierung beklagt, Hilfe bei der westlichen Staatengemeinschaft und ihren internationalen Organisationen. Doch so einfach sind die Rollen für Opfer und Täter auf der Krim nicht zu vergeben. Im Mittelalter machten sich die Tataren von der Krim zu regelmäßigen Raubzügen in die Ukraine und nach Südrussland auf, von denen sie

vor allem Sklaven mitbrachten, die sie in die Türkei und den Nahen Osten verkauften. Die Einfälle der Tataren führten auf russischer Seite zur Förderung der Kosaken, den wehrhaften Bauern.

Heute befürchten die Russen erneut, langfristig ins Hintertreffen zu gelangen. Durch ihre niedrige Geburtenrate und die traditionelle Familienstruktur der Tataren beträgt der Anteil krimtatarischer Kinder bei den unter 16-Jährigen bereits 32 Prozent. Es wird daher kaum das letzte Mal gewesen sein, dass ethnische Spannungen zwischen Tataren und Russen in Gewalt eskalieren.

Leben im Sumpfland

Eine junge Deutsche absolviert ein Freiwilliges Ökologisches Jahr im estnischen Nationalpark Soomaa

Der zentral-estnische Nationalpark Soomaa gilt als menschenleere, unberührte Naturlandschaft. Eine junge Deutsche hat für ein Jahr ihre Heimat verlassen, um dort ein Freiwilliges Ökologisches Jahr zu absolvieren.

Alexandra Frank

Gummistiefel, das weiß Corinna Kohn inzwischen, sind in Soomaa unersetzlich. Als die Abiturientin vor zehn Monaten ihr Heimatdorf Sarau in Schleswig-Holstein verließ, um für ein Jahr in dem estnischen Nationalpark zu arbeiten, hatte sie davon noch keine Ahnung. Dabei hätte sie gewarnt sein müssen. Beim Jugendpfarramt der Nordelbischen Kirche hatte sie sich erkundigt, wo sie ein freiwilliges ökologisches Jahr absolvieren könne. Sie erhielt ein Merkblatt mit der Überschrift „Was ist Soomaa?“. Und dort stand es Schwarz auf Weiß: Soomaa bedeutet übersetzt „Sumpfland“.

Der Name ist wahrlich bezeichnend für die Gegend. Vier Moore, zahlreiche Flüsse, Wälder und Auen umfasst das rund 40 000 Hektar große Areal, das sich etwa 120 Kilometer südlich der Hauptstadt Tallinn erstreckt. Und nass ist es eigentlich immer. „Gummistiefel waren deshalb das Erste, was mir meine Eltern in einem Paket nachgeschickt haben“, sagt die junge Frau und streicht sich lachend eine blonde Haarsträhne aus dem Gesicht. Seither stecken ihre Füße beinahe täglich in dem wasserdichten blauen Schuhwerk, darüber trägt sie schmutzunempfindliche Jeans. Bei einem freiwilligen ökologischen Jahr

fallen Arbeiten an, bei denen modischer Schnickschnack nur hinderlich ist: Heuernte und Tierbeobachtung, Wanderwege anlegen und Touristen führen, Brennholzsammeln und Futterkrippen bauen.



Auf den Moorwanderungen in Soomaa finden die Besucher eine reiche Flora und vor allem Fauna: Adler, Kraniche, Schwarzstörche, Elche, Biber, Wölfe oder Luchse.

Obleich die Arbeit durchaus anstrengend sein kann, hat Corinna ihre Entscheidung, sich ein Jahr lang für die Natur einzusetzen, nicht bereut. „Einer der Gründe, hierher zu kommen, war,

dass ich mir darüber klar werden wollte, was ich in meinem Leben machen möchte. Nun bin ich mir sicher, dass ich nach meiner Rückkehr Forstwissenschaften studieren will.“ Auch ihre Einschätzung, dass das Leben und die Natur in einem osteuropäischen Land ursprünglicher als in Deutschland seien, hat sich für sie bewährt. „Selbst für das dünn besiedelte Estland ist diese

freundlichen Mann mit Rauschebart, lernte sie nicht nur die Natur, sondern auch die schweren Lebensbedingungen der Ortsansässigen kennen. Vor dem Zweiten Weltkrieg, so hatte Linnik ihr erzählt, hätten mehr als 900 Menschen in Soomaa gewohnt und seien trotz der großen Mooregebiete und des jährlichen Hochwassers gut zurechtgekommen.

Besonders im Frühjahr sei die Landschaft zu großen Teilen überflutet, da der Wasserpegel der Flüsse stark variere und die flache Landschaft ein schnelles Abfließen des Wassers verhindere. Bis zu fünf Meter hoch steigt das Wasser in der so genannten „Fünften Jahreszeit“ nach der Schneeschmelze. „Wir haben zu dieser Zeit einmal einen Kanuausflug gemacht“, erzählt Corinna. „Es ist wirklich beeindruckend, einfach so durch den Wald zwischen den Bäumen hindurch zu paddeln.“ „Leider“, fügt sie hinzu, „leben heute nur noch knapp 100 Menschen hier.“ Jedes Jahr überflutete Wohnungen, vollgelaufene Öfen, die das Heizen bei winterlichen Temperaturen unmöglich machen, und das Evakuieren der Tiere auf den Dachböden ist nicht jedermanns Sache.

„Vielleicht ist der Tourismus eine Möglichkeit, der Abwanderung entgegenzuwirken“, sagt Corinna. Einige pfiffige Unternehmer überlegen immerhin schon, wie man Touristen in das abgelegene Gebiet locken könnte. Einer davon ist Aivar Ruukel, groß und kräftig gebaut, mit rötlichem Haar und Händen, die zupacken können. Manchmal besucht Corinna ihn mit einer Gruppe Tou-

risten, die zunächst über eine abenteuerlich schwankende Hängebrücke balancieren müssen, um zu seiner Farm zu gelangen. „Diese Brücken sind typisch für die Gegend“, erklärt ihnen Corinna dann, „konventionelle Brücken würden den ständigen Überschwemmungen nicht standhalten.“

Am Ufer liegen seltsam anmutende Boote. „Haabjas“, wie Ruukel erklärt, aus Espenstämmen gefertigte Einbäume, die man stehend, nur mit einem langen Paddel ausgerüstet, fährt. In Workshops können seine Gäste die traditionellen Boote selber herstellen und natürlich auch ausprobieren.

Nach einer Haabja-Fahrt zeigt Corinna den Touristen die Schönheiten des Nationalparks. Moorwanderungen auf hölzernen Stegen gehören zum Muss eines jeden Soomaa-Besuchs. Und mit etwas Glück bekommen die Besucher auch einige tierische Bewohner des Parks zu sehen: Adler oder Kraniche, Schwarzstörche, Elche, Flughörnchen, Biber, Wölfe und Luchse.

Bevor es im August wieder nach Hause geht, will Corinna das Ihrige dazu beitragen, die Region für Touristen attraktiv zu machen. „Ich habe ein Workcamp organisiert, zu dem Pfadfinder aus Deutschland kommen“, sagt sie. Ziel des Camps sei es, einen alten Wanderweg wiederherzustellen, auf dem Touristen später die Mooregend erkunden können. „Ich muss ihnen noch sagen“, fällt Corinna plötzlich ein, „dass sie unbedingt Gummistiefel einpacken müssen.“

Gegend ziemlich menschenleer“, sagt Corinna, die mit einer zweiten Deutschen in einem 15-Seelen-Dorf lebt.

Durch Gespräche mit neuen Freunden, wie dem Biologen Alex Linnik, einem